



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Dir. 9

Mittwoch, 12. März

1930

Himmelsrundschau für März 1930

Von Max Valier.

Am Monatsbeginn erhebt sich zwar die Sonne erst um 6 Uhr 45 Minuten über den südlichen Horizont, aber schon am 21. dem Frühlingsergleich, fällt ihr Aufgang genau auf 6 Uhr und am Monatsende sogar noch früher, auf 5 Uhr 40 Minuten. Ebenso senkt sich der glühende Sonnenball am Monatsanfang noch vor 18 Uhr, nämlich 17 Uhr 40 Minuten, am Monatsende aber erst um 18 Uhr 30 Minuten unter dem westlichen Horizont.

Der Firmament zeigt dem kundigen Sternfreund schon zu Beginn des März Frühlingsergleichende Zeichen. So erhebt sich, am Monatsanfang gegen 22 Uhr betrachtet, das markante Sternviereck des Raben genau über Südost, etwas weiter östlich die blendend helle Sternengruppe Spica, der Hauptstern der Jungfrau, deren übrige Sterne senkrecht oberhalb des Raben zu finden sind. Und etwas höher genau über Ost steht zur gleichen Zeit ein feurig leuchtender Stern, Arkturus im Bootes, während das Sternviereck der nördlichen Krone über Ostnordost emporsteigt und genau im Nordosten die obersten Sterne des Sommerherkules erscheinen. Auch Vega in der Leier, die in Norddeutschland ja niemals ganz unter dem Horizont verschwindet, beginnt in nordöstlicher Richtung allmählich wieder empor zu steigen. Der Drache füllt den Raum zwischen ihr, dem kleinen und dem großen Wagen, nach leister, breit hingestreckt, sich an, eben mit seinem nordwärts gewendeten Haupt den Scheitelpunkt der Himmelskugel zu erklären. Innerhalb des großen Wagens, in nördlicher Stellung am südlichen Himmel, tritt das Tierkreisbild des großen Löwen majestätisch in Erscheinung, unter sich das Geringel der aus Südost nach gegen Süden empor schießenden Wasserfahne, deren Haupt genau im Meridian, nämlich hoch, unterhalb der matt glimmernden Sternchen des Krebses, in sternreicher Umgebung auffällig hervortritt.

Rechts von der Linie endlich, die über Pol und Scheitel am Drachenhaupt vorbeiführt, finden sich die von den vorhergehenden Monaten her bestbekannten Sternbilder des Hochwinterrhimmels, Zwillinge hoch, kleiner Hund mittel, großer Hund tief über Südwest, untergehend über Südwest, Taube und Hase, darüber majestätisch thronend Orion und über ihm Stier und Fuhrmann. Die Plejaden stehen schon stark geneigt genau über West, auch Perseus über ihnen kreist nicht mehr hoch, und Andromeda samt Dreieck und Widder schreiten zum Untergang. Auch Kassiopeia entzieht sich ihm, indem sie über Nordwest in die untere Kulmination unter dem Polstern eingeht, in der Centaure, zwischen Pol und Nordpunkt des Horizontes durchschießend, ihr vorausgeht. So schließt sich der Sternreigen des März.

Auch der Sternhüter, der mit seinem Fernrohr nach den feineren Himmelskörpern schaut, wird im März in den im Osten neu hinzugekommenen Sternbildern manches schöne Beobachtungsspektakel finden, so in der Jungfrau den Doppelstern Gamma, der zwei Sterne dritter Größe in sechs Bogensekunden Abstand zeigt und zu den schönsten Paaren des ganzen Himmels gehört. Dann im Becher das Sternchen mit der Nummernummer 17, das aus zwei Lichtpunkten der fünften Größe in neun Sekunden Abstand besteht, und im großen Wagen Gamma ein ausgereinigtes Paar mit einem Hauptstern zweiter Größe und Begleiter 3.5ter Größe in 3.7 Bogensekunden Abstand. Auch das Haupt der Wasserfahne oder Hydra enthält einen interessanten Doppelstern, Epsilon,

dessen Sterne 3.8- und 7.8ter Größe sind und 3.3 Bogensekunden voneinander abheben.

Von den Planeten bemerkt sich im Berichtsmonat Merkur in seine obere Sonnenkonjunktion hinein, das heißt, er geht hinter der Sonne herum, was am 1. April der Fall sein wird, und ist darum nicht zu sehen. Venus beginnt wieder am Abendhimmel aufzutreten, indem sie täglich später nach der Sonne untergeht. Es Monatsende aber trennt sie erst eine halbe Stunde vom Sonnenuntergang, so daß sie ohne starkes Fernrohr nicht auf dem hellen Dämmergrund zu erkennen ist. Mars geht ebenso in der hellen Dämmerung, aber am Morgenhimmel drei Viertelstunden vor der Sonne auf und läßt sich wegen seines unzureichenden Lichtes auch noch nicht erkennen. Jupiter beherrscht, wie in den Wintermonaten, das vormitternächliche Firmament vom Einbruch der Dunkelheit an. Aber er geht am Monatsbeginn schon bald nach Mitternacht, am Monatsende sogar schon etwas vor Mitternacht unter. Saturn kommt im Morgengrauen anfangs gegen 4 Uhr, zuletzt gegen 2 Uhr herauf und läßt sich schon recht gut von Frühaufliegern beobachten. Uranus ist allmählich in der Abenddämmerung verschwunden, da er am 1. April in seine Sonnenkonjunktion kommt. Neptun dagegen im Löwen geht bei Einbruch der Abenddämmerung schon im Osten auf und kann die ganze Nacht, freilich nur mit starken Rohren, betrachtet werden.

Was die Sonne anbetrifft, so werden diese Wochen von entscheidender Bedeutung für die Gestaltung der Fleckenkurve sein. Auf Grund der Vergleiche mit den um 176 Jahre zurückliegenden Beobachtungen, bei denen die Grobplaneten Jupiter und Saturn gegenüber der Sonne eine ähnliche Stellung wie heute einnahmen, wäre nämlich zu erwarten, daß nach einem starken Answellen der Sonnenaktivität im Januar und Februar im März 1930 wieder ein Nachlassen kommt. Trifft dies ein, dann beweist dies die Richtigkeit der Theorien, nach denen die Sonnenflecke durch Planeten beeinflusst werden. Zur Zeit glauben die meisten Gelehrten an solche Einwirkungen noch nicht und behaupten, daß die Sonnenflecke allein durch Vorgänge im Innern des Sonnenballes entstehen und etwa unseren Tromben oder Tornados entsprechen.

Ein Derrwischfest in Kairo

Von Walther Freiherrn von Falkenhäufen.

Beinahe alle einfachen Araber gehören irgend einem Derrwischorden an, meist dem der Rifal oder der Saadi. Tagsüber gehen sie ihren Berufen nach, nachts kommen sie zu gewissen Zeiten zusammen, um ein „Sikhr“ zu veranstalten.

Es gelang mir, zu einem solchen eingeladen zu werden.

Es war 11 Uhr nachts. Den Garten meines Gasthauses füllten die harrenden Gläubigen. Näher und näher kamen die Töne einer schrillen Musik, und unter Fackelbeleuchtung hielten die Derrwische, der Scheich an der Spitze, ihren Einzug. Etwa 500 Rifal bewegten sich im eigentümlich wiegenden Tanzschritt, zwei Schritte vor, einen halben zurück, in ihrer Mitte trugen sie die ganz mit Koranprüchen verzierte „heilige Lampe“.

Am dem für die Vorführungen bestimmten Raume angelangt, entzündeten sich die Männer ihrer Sandalen und beteten. Dann begannen unter Leitung des Scheichs die Übungen.

Zunächst sangen sie hochend Koranverse, ihre Körper nach rechts, der Mitte und links, dann vor- und rückwärts abbiegend. Schnell

und schneller ging die Musik, wilder wurden die Bewegungen — ein schriller Pfiff — Ruhe. Die Derrwische erhoben sich und standen unbeweglich aufrecht.

Nach kurzer Pause begann die Musik von neuem, und stehend wiederholte man die ganze Übung, bis die Töne so wild wurden, die Körper so schnell flogen, daß man das Pfeifen der Luft hörte und das ganze Gebet nur noch in einem tief aus der Kehle kommenden fanatischen „Bel Bel“ bestand. Wieder brach die Musik sogleich und unvermittelt ab, und ohne Zeichen der Ermüdung hockten sich die Männer hin.

Nun trat einer vor, entledigte sich des Oberkleides und empfing aus der Hand des Scheichs ein Schwert. Er faßte es mit beiden Händen und bohrte sich die ziemlich spitze Klinge ruckartig in den Leib unterhalb der Rippen. Jetzt ergriffen zwei andere Derrwische die beiden Enden des Schwertes, zwei weitere Kopf und Füße des Genossen und trugen den auf dem Schwerte Liegenden, herum. Wieder auf die Füße gestellt, zog er das Schwert heraus und zeigte triumphierend seinen unverletzten Körper.

Hierauf ließen sich mehrere Derrwische durch den Scheich mit dünnen, eisernen Wellen Säbels, Arme und Wangen durchstechen und spazierten auf und ab. Jedes Martirinstrument bei sämtlichen Übungen wurde aus der Hand des Scheichs entnommen, nachdem er es geeignet und durch Besprechung unschädlich gemacht hatte, wie mein Gastfreund voll Ueberzeugung erklärte. Des Herausziehens der Welle und Schwertes besorgte stets der Scheich selbst, denn „nur er hat die heilige Gewalt, die solche Vorführungen unschädlich macht.“

Nunmehr erhielt ein Derrwisch aus der Hand des Scheichs zwei Kerzen, etwa zehn Zentimeter dick, mit breitem, brennendem Docht. Damit lief er erst bedend im Kreise herum, dann steckte er sich das Licht in den Mund, vier, fünf, sechsmal nacheinander, und schloß jedesmal, ohne sich zu verletzen, den Mund völlig.

Inzwischen waren mehrere lange, gekrümmte, weiß glühende Eisenstäbe herangeschleppt worden, die seit einigen Stunden auf einem Kohlenfeuer lagen. Die Stangen wurden von mehreren Derrwischen gepackt und je drei bis viermal hintereinander beleckt. Es zeigte, eine Dampfwolke stieg auf, es roch nach verbranntem Fleisch, aber die Zungen blieben unverletzt.

Dann nahm einer aus der Hand des Scheichs ein ziemlich großes, reichlich dickes Trinkglas, das er zerbrach und hinunterstieß. Man hörte das Knirschen des Glases zwischen den Zähnen, sah ihn heißen und würgen, Junge und Mund wiesen keine Schnittwunden auf.

Sodann trat ein großer, gut gemachener Derrwisch vor. Der Scheich steckte ihm zwei dünne Nadeln zwischen die Augenbrauen, zwei durch die Lippen, die Waden, die Haut des Halses, endlich zwei dickere durch die Brusthaut. An die Spitzen aller Nadeln steckte der Scheich brennende Kerzen. Der Derrwisch zeigte weder beim Durchstechen noch beim Herausziehen das geringste Schmerzgefühl, auch verließ das Ganze völlig unblutig. Wie dies bewirkt wird, dafür haben wir noch keine ganz befriedigende Erklärungen gefunden.

Und nun kam der malerische Höhepunkt: Ein auffallend schöner Derrwisch nahm mehrere Feuerbrände, vollgertete und tanzte singend mit ihnen herum, wobei er sie so zwischen Hemd und Körper hielt, daß die Flamme oben herausstieg, ohne ihn oder den Stoff zu verletzen. Dann streifte er das Hemd ab und tanzte mit den Fackeln immer wilder umher, hielt sie auch ganz dicht an den Körper.

Suleiman die Yone so sehr, daß er sie küßte, ich mit Geld abfinden mußte. So wurde in jedem Falle der Spieß umgedreht. Als Suleiman mir diese erschreckende Geschichte berichtete, ließ ihm der Scheich über die tiefen Runzeln seines ausdrucksvollen Gesichtes.

Düster waren im Gegenfall zum Vorhergehenden einige Geschichten, die Suleiman mit Ratsblütlichkeit wie ganz selbstverständliche Dinge erzählte. Dadurch verlor er diesen Bericht noch eine viel grauenvollere Note. Da war zum Beispiel das schreckliche Erlebnis des Teehändlers, das die Nacht um uns noch finstlicher zu machen schien. Der Mann hatte keine Verwandten, an die er sich mit der Bitte um Befehl hätte wenden können. In seiner Angst und Verzweiflung tötete er seine Frau, seinen Bruder und sich selbst, weil er ihnen und sich die Martern ersparen wollte, die er von Suleimans Hand befürchtete. Und dann erzählte mir der Räuber die entsetzliche Geschichte von einem schönen Mädchen. Es hatte sich vor der Pforte der Wanditen so gerichtet, daß es sich selbst die Augen ausstach, um nicht mehr begehrtestwert zu erscheinen.

Diese und andere Dinge, lustige und traurige, berichtete mir Suleiman, als wir am Morgenfeuer saßen. Sie würden einen starken Eindruck auf mich machen, sagte er, und ich würde sie nicht vergessen. Ich erzählte mir, daß er letzteren oft mit Lebensmitteln und Geld half.

Diplomatische Toilettenorgane

(Pariser Brief.)

Der Karneval ist in diesem Jahr unbemerkt an Paris vorbeigegangen. So unbemerkt, daß sich nicht einmal die Chroniken der Pariser Blätter über den Fall ausgelassen haben. In der Tat will die Lustigkeit, die sich auf einem bestimmten Tag festsetzt, um sich dann im Konfettiverien „auszuatmen“ nicht mehr in unsere Zeit passen. Nur mo große, auf „Bergnügen“ luernde Fremdenmassen sich sammeln, wie in Nizza, spielt man noch Karneval. Es ist wirklich nicht mehr als ein Schauspiel, das man den Fremden vorführt. Bei dieser erlogenen karnevalistischen Lustigkeit denkt man immer wieder an das tiefe Wort eines englischen Staatsmannes: „Das Leben wäre allenfalls noch auszuhalten, — wenn es nur keine Amüsaments gäbe.“

Aber wenn es auch heuer keinen Karneval in Paris gibt und vielleicht nie wieder geben wird, fehlt es doch nicht am Lachen, am Schmunzeln und am Wis. Dafür sorgen die Amerikaner, die sich, wenn auch in geringerer Anzahl, auch in diesem Winter wieder in ihrem europäischen Hauptquartier Paris gesammelt haben und die großen Modeatelliers mit Vorstellungen, die Pariser Gesellschaft mit Anekdoten versorgen. Die Verschönerungsgesellschaft und der Snobismus der amerikanischen Willkürdrinnen — in heutigen französischen Papiertafeln hat man es leichter, Willkürdar zu sein — und die Harmlosigkeit der Männer, die die extravaganten Rechnungen für ihre Gattinnen bezahlen, geben dem französischen Witz manchen Stoff. Paris fühlt die Verpflichtung, den Yankee das Geld, das sie, nach französischer Meinung, so nur durch Krieglasterungen an Frankreich verdient haben, wieder abzunehmen. An den Herren ist freilich nicht viel zu verdienen. So kostbar sich die Ladies aufdominieren, so formlos tritt neben ihnen der amerikanische Mann auf. In den Pariser Theatern, selbst in der großen Oper, mo früher Frack, Zylinderhut und Stock mit silbernem Griff für die Herren Vorschrift war, erscheinen die Amerikaner im Straßenanzug mit weichem Kragen, im heißen Sommer sogar in der Hemdbluse. Die Pariser haben nicht wenig über das Gesichtchen von dem Gouverneur des Staates Louisiana gelacht, der den Besuch des in feierlicher Galauniform antretenden deutschen Kreuzerkommandanten im Pajama empfing, was fast einen diplomatischen Zwischenfall hervorgerufen hätte. Nun, er wurde glücklich vermieden. Es kam nicht so schlimm wie damals, als der russische Botschafter Menschikow in Konstantinopel dem Sultan einen Besuch im Paletot und in Reitstiefeln machte, was nach der Legende den Ausbruch des Krimkrieges hervorgerufen haben soll.

Es gibt wirklich diplomatische Toilettenorgane, und die Franzosen sind auch nicht immer ganz taktlos. Die englischen Diplomaten, die sich zum Empfang des Herrn von Kallieres, Präsidenten der französischen Republik, auf dem Viktoriabahnhof versammelt hatten, rissen die Augen auf, als der würdige Dickbauch um 10 Uhr vormittags im Frack Herr „Sodhom“ im Kirchchen. Um nach seiner

und mit schneeweißer Weste aus dem Salonwagen stieg. Im Frack um 10 Uhr vormittags! Der Zeremonienmeister des Herrn Kallieres warke also nicht, daß der Frack für den gesellschaftlich geschulten Briten nur festliches Abendkleid ist, daß man aber am Vormittag den Cut trägt? Man lächelte oder vielmehr man verbiß sich das Lachen, die Entente cordiale ging deshalb aber nicht in die Brüche.

Bedeutend ernster für die innere französische Politik war ein Toilettenzwischenfall, der sich bei dem Besuch des Zaren Nikolaus II. in Compiegne zutrug. Bei einem Frühstück, an dem sämtliche Minister der Republik mit ihren Gattinnen teilnahmen, erschienen die Zarin und die Herzogin von Montebello, Gemahlin des damaligen französischen Botschafters in Petersburg, ohne Gut. Alle anderen Damen hatten die größten Anstrengungen gemacht, sich die herrlichsten Hüte aus der Rue de la Paix zu beschaffen — und nun mußten sie zu ihrer Beschämung erfahren, es handle sich um ein delfinier à la campagne, ein Frühstück auf ländlicher Flur, denn das Schloß von Compiegne sei als Landaufenthalt zu betrachten, und es gebiete der seine Ton, daß die Damen mit herrlichen Frisuren — Pubiköpfe gab es noch nicht — aber nicht mit Hüten ihre einlegten. So hatte es die Zarin mit ihrer aristokratischen Freundin, der Herzogin von Montebello verabredet, um nur sagen die Damen der republikanischen Minister, die sich gern „les princesses de la République“ nennen ließen, da — gekränkt in ihrer republikanischen Würde durch ein monarchisch-aristokratisches Komplott. Es gab Aufstand in der Presse. Es war ein Attentat gegen die Republik und ich glaube, daß es oem Herzog von Montebello seinen Botschafterposten gekostet hat.

Zu den diplomatischen Toilettenzwischenfällen kann man auch die Geschichte rechnen, die sich am seligen deutschen Bundestag in Frankfurt am Main zwischen dem österreichischen Präsidialgesandten Graf Rechberg und dem preussischen Bevollmächtigten, damals ein simpler Herr von Bismarck, zutrug. Graf Rechberg stattet an einem heißen Sommertag Rechberg einen Besuch ab. Der Oesterreicher empfängt den preussischen Kollegen in Hemdsärmeln, Bismarck zieht schnell entflohen den Rock aus und ruft laut: „Sie haben Recht, Erzherzog, es ist verdammt heiß.“ Was konnte Rechberg tun? Er mußte die Gleichstellung zwischen dem Reich und dem preussischen Botschaftern. So machen Kleider nicht nur Leute — sie machen auch Geschichte. Aber es ist doch vielleicht ganz gut, daß die Yankee uns an die Formlosigkeit des Anzugs gewöhnen. Wir haben wahrhaftig genug andere Sorgen, um die diplomatischen Toilettenorgane in diesen Tagen entbehren zu können.

Am Ausguck

„Sodhom“, das große Zaubermoor.

Der ungemein ehrgeizige schwedische Reporter Torsten Brink setzte es sich eines Tages in den Kopf, der Sowjetunion seinen Besuch abzustatten, und fuhr kurzerhand nach Moskau um Eindrücke zu sammeln. Diese Tätigkeit dauerte er wenig länger, als vorgelesen, daß der Zeitungsmann ausschließlich schwedisch sprach und sich nur schwer verständigen konnte. So kam es, daß sein Wisum längst abgelaufen war, als er ausgerechnet im Staatstheater von einer Razzia überfallen wurde. Mit recht gemischten Gefühlen sah Torsten Brink die Polizeibeamten näher und näher kommen; er verspürte nicht die mindeste Lust, die berühmte „Tscheka“ persönlich näher kennen zu lernen. Er zerbrach sich den Kopf, wie er sich aus der peinlichen Lage retten könnte, als ihm auffiel, daß einige Theaterbesucher keine Ausweispasspore vorzeigten, sondern kurz und bündig „Sodhom“ sagten. Worauf die Beamten stramme Haltung annahmen, die Ehrenbezeugung leisteten und von weiteren Nachforschungen abließen. „Sodhom“, so dachte sich der biedere Schwede, mußte demnach ein Zaubermoor sein, vor dem selbst die Tschekisten einen höflichen Respekt hatten. Vielleicht bezeichnete man damit die Angehörigkeit zu der Partei. Vor Torstens Brink lag eine Dame, auch sie rettete sich durch dieses winzige Wort. Wieder das übliche Frontmachen, Salutieren. Nun war es so weit: „Ihren Ausweis, mein Herr!“ Geheimnisvoll lächelnd trat Torsten Brink dicht an den Mann heran und jagte mit einem vielmaligen, geheimnisvollen Gesichtsausdruck: „Sodhom.“ Aber dem Schweden half es nichts. Zwei Beamte nahmen ihn beim Schopfe, führten ihn ab, und — acht volle Tage verbrachte die Dickbauch um 10 Uhr vormittags im Frack Herr „Sodhom“ im Kirchchen. Um nach seiner

Entlassung etwas verspätet zu erscheinen, daß „Sodhom“ zu gut deutsch „Gottin eines Volkskommisars“ bedeutet.

Der Fastnachtsschub von Chester-le-Street. Mit der Verhaftung von zehn Mann schloß kürzlich ein „Fastballspiel“, das nach einer Jahrhunderte alten Sitte an jedem Fastnachtsdienstag in den Straßen des Städtchens Chester-le-Street in Durham in Vellein einer zahlreichen Zuschauerschaft abgehalten wird. Wegen der dadurch verursachten Verkehrsstörungen verbot die hohe Obrigkeit in diesem Jahre das Spiel und drohte, jeden zu verhaften, der einen Ball auf die Straße würfe. Ein zahlreiches Schutzmannsaufgebot gab dem Verbot den nötigen Nachdruck. Im Laufe des Vormittags fuhr nun ein Kraftwagen langsam durch die Hauptstraße; plötzlich fiel aus ihm ein Fastball in die Menge, die sich begeistert darauf stürzte, während der Wagen um die nächste Ecke verdrängte. Einem Schwarmmann gelang es mit einiger Mühe, sich des Balles zu bemächtigen und ihm mit einem Messerstück das Lebenslicht auszublasen. Aber schon war ein neuer Fastball da, der das gleiche Los erlitten haben würde, wäre er nicht mit Papier umwickelt gewesen. Er war kaum beschlagen, als aus einem Dachfenster ein gleicher Ball auf die Straße fiel, mit dem die inangefallen auf 2000 Köpfe angewachsene Menge ihr lustiges Spiel trieb, bis auch er nach einer Viertelstunde der Polizei in die Hände fiel. So ging es den ganzen Tag. Kaum war ein Ball „verhaftet“, flugs trat ein anderer an seine Stelle. Den Fastballen folgten kleine Gummi- und Tennisbälle, schließlich floßen sogar eine volle Schweinsblase und eine blecherne Wärmflasche durch die Luft. Erst die Dunkelheit machte dem seltsamen Spiel ein Ende, das trotz der gemachten zehn „Gefangenen“ und der Tadeln der Schulleute füllenden „Beute“ heimwegs mit dem Siegel der Polizei geendet hatte.

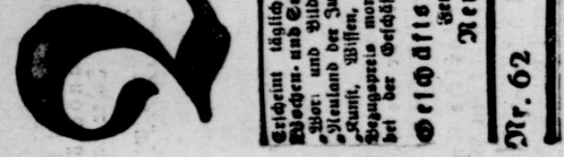
Über kämpfen um ihr Leben.

Im Kaiser-Naturpark in Kanada liegt ein großer künstlicher See, der seit einer Zeit zwecks Füllung eines anderen Reservoirs leer gepumpt wird. In dem See befindet sich nun eine große Wiberkolonie, die durch das Verschwinden des für sie notwendigen Elements aufs schwerste bedroht ist. Die Tiere führen daher einen verzweifellen Kampf um ihr Leben, der die Arbelten der Angler zur Beutung des Sees lange empfindlich fürte. So bald nämlich durch den von den Wibern gehaltenen Damm Störungen zum Regen einer Abseilung gemacht wurden, kamen die Wiber mit ihrem Material aus einem benachbarten See, um das Loch wieder zu dichten. Die Angler mußten nicht mehr, wie sie ihre Aufgabe durchführen sollten. Denn schiefen darf man die im Naturpark lebenden Tiere nicht. Schließlich erteilte das Ministerium des Innern die Erlaubnis, die Wiber lebend zu fangen und in Käfige einzuführen.

Rumänisches Eisenbahnintermezzo.

Wenn man bedenkt, daß sich im vergangen Kalenderjahr einer amtlichen Statistik zufolge nicht weniger als 325 Eisenbahnunfälle im Königreich Rumänien ereignet haben, wird man sich vorstellen können, mit welcher Dankbarkeit der Zugführer und der Reisende das Nachtschlafwagen Intermezzo-Timelane die Hände der beiden Wiberkämpfer hielten. Die mehreren hundert Leuten des Leben gerettet hatten. Das Intermezzo spielte sich naturgemäß auf offener Strecke ab. Auf dem Schienen verperrte ein Schienenwagen den Weg des Zuges, und zwei uniformierte Leute daneben gaben Stopp-Zeichen ab. Der Zug hielt, und ein Führer hörte erdauernd der Erzählung der beiden: Der Stationsvorsteher in K. sei erkrankt, und sein Stellvertreter habe einen Güterzug falsch dirigiert. So daß eine Katastrophe unermellich gewesen wäre, wenn man nicht im letzten Augenblick ein Auto erwischte hätte, um dem Schnellzug entgegen zu fahren. Nur aber war keine Lokomotive zu verurteilen, und die Fahrgäste räuteten die rumänische Zug. Die meisten begnügten sich damit, das nackte Leben zu retten, und ließen ihr Hab und Gut in den Abteilen zurück. In gegenseitiger Entfernung stellte sich die Gesellschaft auf und wartete auf das kommende Sensationschauspiel. Aber — es blieb aus. Der Zug kam nicht. Man wartete die halbe Nacht. Vergebens. Gegen Morgengrauen klickte man zum Zuge zurück. Der stand unverändert da. Allerdings waren die Wagen leer. Die geschickten Gauner hatten ganze Arbeit geleistet.

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: Dr. E. Sank. Altena.



per, ohne ihn im geringsten zu verletzen. Es war ein wunderliches Bild, dieser maskierte Körper inmitten eines Flammenmeeres in der buntfarbigen, gaudigsten Umgebung.

Den Abschluß bildete eine eher unappetitlich wirkende Vorführung: Man brachte eine lebendige, ungiftige Schlange. Ein Derrwisch zeigte sie erst herum, dann ein Stück — er hatte ihr den Kopf abgebissen. Es folgte Stück für Stück, die er alle ganz gemütlich kaute und hinunterschluckte.

Nun verstumte die Musik, der Sistrar ging zu Ende. Es war inwieweit ein Uhr nachts geworden. Nach herzlichem Dank verließ ich nachdenklich diese glockige Stätte.

Stadt der Männer

Von Dr. Rud. R. Weigert, 3. Jt. Angora.

Gibt es noch eine Stadt auf Erden, die gleich drei Denkmäler eines Lebens aufweist? Gibt es noch eine Stadt, in deren bescheidenen Rathhäusern auf hundert Männer keine zehn Frauen kommen? Angora? Angora, die Hauptstadt der „neuen Türkei“ bietet beides, die Denkmäler und die Masse Mann.

Mustapha Kemal Pascha zu Pferde, umgeben von ehernen Soldaten; Mustapha Kemal Pascha, allein, hoch zu Ross, auf einem stadtbeherrschenden Hügel; Mustapha Kemal zu Fuß auf der langen Landstraße, die zu seinem Wohnhause führt. Kein anderes Denkmal außer diesen dreien; keine andere Monumentierung begangener Heldentaten; fast also eine echte Vergottung. Der Mann aus Bronze, der Wiedererwecker dieser Stadt, die man nur in Verbindung mit Jegen und Kagen zu nennen gewohnt war, beherrscht das Stadtbild. Und neben ihm die Männer aus Fleisch und Blut, die Herren der Schöpfung, die sich ohne Ende verlaufen vorkommen.

Vor einigen Jahren war es noch aufregender. Ein paar alte Türkenweibchen aus der Altstadt, die Frauen der hohen Offiziere und Beamten, das war alles, was das weibliche Geschlecht in dieser neuen Stadt repräsentierte. Und jetzt — jetzt geht man am Abend die Hauptstraße entlang — wie ist sie immer noch kümmerlich und kleinstädtisch, asiatisch und balkanisch — trifft nicht und lenen Bekannten, spricht über Politik und Essen und bleibt plötzlich fast erschrocken stehen: Eine solche Dame ist über den Strohdamm gegangen! Wer ist das? Was tut sie hier? Und der Anläßliche, verächtlich: „Die kennst Du nicht! Das ist doch...“ Er nennt irgend einen Namen, den er anständig auspricht. Wieviel Einwohner haben wir hier eigentlich in Angora? Nun, so an die achtzigtausend, wie Worheim etwa. Aber wenn eine Dame am Abend allein über die Gasse geht, wissen wir, wer sie ist, wozu, woher sie kommt und wohin sie geht.

In einem der drei oder vier halbwegs genießbaren Kaffeehäuser stürzen sich — eben frisch erwacht — die Soldaten der drei Kobarette, die einen erkleblichen Nachtbetrieb entwickeln und auf solche Weise das Großstadtleben dieser neuen Feste verkörpern. Die jungen Damen, die dort auftreten, kommen alle entweder aus Wien oder Budapest oder stellen sich als durch die Bolschewiken verjagte Töchter ehemaliger Hofkammergerichte des Zaren vor; sie erdringen dafür den Nachweis durch hohe Kofferstücke und einen Tanz, den sie am Nachmittag im Kaffeehause mit den Kollegen berathen, in einer Sprache, die irgendwo zwischen Deutsch, Französisch und dem Idiom der Lodger Vorstädte einen Mittelweg gefunden hat. Sie sind alle schon als unumgängliche Kinder von weinenden Müttern über die Grenzen des großen Russlands geschleppt worden und können sich nur noch dunkel der Herrlichkeiten erinnern, die sie dort erlebt haben. Jede hat schon als Kind einen Hofball mitgemacht, war vom Großfürsten Nikoll oder Nikolaus oder Alexander heimlich geliebt und beiwacht entführt worden. Alle sind und bleiben genau einundachtzig Jahre alt.

Da diese Stadt bis heute ein immerhin künstliches Gebilde ist, rekrutieren sich ihre männlichen Einwohner in der Hauptfache aus Beamten, Soldaten und der Zahl von Kaufleuten, Kellnern, Schuhputzern, die nötig ist, diese Zugewanderten zu bedienen. Während sonst die Kaufleute den größten Teil ihrer Schaufenster den Dingen zur Verfügung stellen, die von Damen gekauft werden, begnügen sie sich hierfür in Angora mit einem Fächer ihrer Auslagen: für die paar Damen reicht es aus; der Rest ist der sonst so vernachlässigten Herrenwelt gewidmet. Diese Herrenwelt, soweit sie nicht aus alten Türken besteht, denen die verbotene Plünderhose und der ebenso krasse Schahschah außerordentlich fehlen, kleidet sich

erstaunlich. Die jungen Herren in den Winterkleidern sehen aus wie dem Modejournal entliehen und scheinen für ihre Kleidung allein zehn Prozent mehr auszugeben, als ihre bescheidenen Gehälter betragen. Wie sie diese Kunststücke fertig bringen, verraten sie nicht und das ist bedauerlich. Aber die Herren der vielen Völkern und Gesandtschaften, die sich in Angora — nolens volens — angesiedelt haben, können jedenfalls mit diesen eleganten Kavaliere kaum Schritt halten.

Ein Teil der Völkern und Gesandtschaften steht draußen in der „dritten Stadt“; denn Angora besteht heute eigentlich aus drei immer noch getrennten Städten: Der uralten Stadt am Berge, von der Burg gekrönt, den neuer Wirteln am Fuße des Berges und der Neustadt, mehrere Kilometer von beiden entfernt und wiederum in einem noch abgelegeneren Teil dieser Neustadt liegt das Haus des Präsidenden, den man lebendig so selten, in Erbeben dafür dreimal zu sehen bekommt. In diesem Teil erhebt sich auch ein großer, aus acht Säulenhallen und riesigem Garten bestehender Herrenhof: die deutsche Botschaft. Die reiche deutsche Republik kann sich das leisten, obwohl dieser Herr nur im Winter benutzt wird! Im Sommer zieht alles an den hühen Sommer, nach Konstantinopel, in die Sommer-Botschaft von Thera.

November 1917. Die Bolschewiken haben die Gewalt an sich gerissen. Jedem Jaren, der sich nicht zu ihrer Sache bekennt, droht der Tod. Den Obersten Makrin suchen die Bolschewiken nachher an eifrigsten. Er muß sich verdingen. Seine Uniform hat er längst ausgegeben. Er wohnt verkleidet in billigen Quartieren, versucht die Verbindung zwischen den verpönten Jaren wieder herzustellen, schämt sich, am unheimlich zu sein. Er gibt die Hoffnung, den Jaren zu retten, nicht auf.

Da hält ihn ein Student an, der im gleichen Hause lebt. „Iwan Gregorowitsch“, sagt der verstohlen, „ich habe Sie trotz Ihrer Verurteilung erkannt. Ich werde Sie dem Ortsvorsteher anzeigen.“ Makrin verliert nicht die Fassung: „Und was würde Sie an einer Denunziation hindern können?“ — „Ihr Geld.“ — „Kommen Sie. Ich gebe es Ihnen.“ Makrin ist ein Ehrenmann. Er glaubt, den Studenten gewonnen zu haben, und wird doch von ihm verraten.

Man bringt den Jarenoffizier in das Vorzimmer des bolschewistischen Plakkommandanten von Moskau: „Warte hier, bis es dem Kommandanten Kommandanten gefällt, dich zu rufen.“ Endlich ist es so weit. Makrin steht vor dem Bolschewistenführer, wundert sich, daß die Wachen ihn mit dem Kommandanten allein lassen. Da tritt schon der andere auf ihn zu und bietet ihm die Hand: „Sie kennen mich kaum. Iwan Gregorowitsch. Ich bin der Gärtnere Muratow. Ich bin der Mann, der Sie von der Front bewahrt haben. Woburch kann ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen?“

Der Kommandant des Todeszuges

Die Abenteuer eines Offiziers der zaristischen polizeilichen Gendarmerie. — Der Sohn des Verräters. — Gärtnere und Stadtkommandant. Von Ernst Herbert Petri.

Hochsommer 1906. In Rußland, das eben den Krieg gegen Japan verlor, gärt die Revolution. Der Aufbruch tobt in den Straßen der Hauptstadt. Politische Morde sind an der Tagesordnung. Truppen meutern. Das Zarenreich zittert in seinen Grundfesten.

Der Husarenleutnant Makrin steht vor seinem Kommandeur. „Sie übernehmen eine Aufgabe, Iwan Gregorowitsch“, sagt dieser, „die einen ganzen Mann erfordert. Sie sollen den Terroristen Tichonoff verhaften. Er wird sich mit seinen Leuten bis aufs Messer wehren. Vielleicht fangen Sie ihn nicht lebend.“ Der Leutnant Makrin reißt die Hand an die Schläfe: „Dann bringe ich seine Leiche.“

Er hält sein Wort. Mit seinem Zug Husaren überfällt er den Schlafpavillon der Terroristen. Schüsse fallen, Bomben springen, Türen werden eingetreten, Säbel schneiden durch Menschenfleisch. Der Rest der Revolutionäre wird ausgehoben. Zwölf von ihnen fallen, darunter Tichonoff. Den Leutnant Makrin schaffen seine Husaren schwer verwundet, beunruhigend ins Lazarett. Die Stadt ist voll von der Brautzeit des jungen Offiziers.

Als er aus der Ohnmacht erwacht, besucht ihn sein Kaiser: „Ich danke Ihnen, Iwan Gregorowitsch. Bitten Sie sich als Belohnung eine Gnade aus.“ Der Verwundete bekennt sich nicht lange: „Ich möchte um Eurer Majestät Person und über ihre Sicherheit wachen.“ Der Mittelmäße Makrin wird der polizeilichen Gen-

darmerte zugeteilt, die den Jaren persönlich zu schützen und den Kampf gegen die revolutionären Geheimorganisationen zu führen hat.

Makrin ist der Gefürchtetste unter den menschlichen Wachhunden. Das Leben seines Jaren geht ihm über alles. Um es und den Thron zu schützen, kennt er keine Rücksicht. Menschlichkeit ist ihm anscheinend fremd. Seine Erfolge machen ihn berühmt und verhasst. Doch er ist ein Charakter, dem auch die Feinde Achtung zollen. Nur eine kleine Schwäche hat Makrin. Das sind die Frauen. Zwar haben sie keinen Einfluß auf seinen Dienst, aber ein Vagabund um einen roten Mund sieht der Wache des Jaren nicht ungen. Dieser Schwäche wird er einst sein Leben zu verdanken haben.

Der Krieg tobt an der russischen Westfront. Makrin, seiner Verdienste wegen zum Obersten befördert, ist in Moskau geblieben, um den inneren Feind zu bekämpfen. „Iwan Gregorowitsch“, sagt sie, „ich habe eine Bitte. Ich beschlätze einen Gärtnere Muratow. Man wird ihn an die Front schicken. Ich brauche ihn. Sorgen Sie dafür, daß er in Moskau bleibt.“ — „Gut“, antwortet Makrin, der Gefürchtetste, weil sein Verstand lachelt.

November 1917. Die Bolschewiken haben die Gewalt an sich gerissen. Jedem Jaren, der sich nicht zu ihrer Sache bekennt, droht der Tod. Den Obersten Makrin suchen die Bolschewiken nachher an eifrigsten. Er muß sich verdingen. Seine Uniform hat er längst ausgegeben. Er wohnt verkleidet in billigen Quartieren, versucht die Verbindung zwischen den verpönten Jaren wieder herzustellen, schämt sich, am unheimlich zu sein. Er gibt die Hoffnung, den Jaren zu retten, nicht auf.

Da hält ihn ein Student an, der im gleichen Hause lebt. „Iwan Gregorowitsch“, sagt der verstohlen, „ich habe Sie trotz Ihrer Verurteilung erkannt. Ich werde Sie dem Ortsvorsteher anzeigen.“ Makrin verliert nicht die Fassung: „Und was würde Sie an einer Denunziation hindern können?“ — „Ihr Geld.“ — „Kommen Sie. Ich gebe es Ihnen.“ Makrin ist ein Ehrenmann. Er glaubt, den Studenten gewonnen zu haben, und wird doch von ihm verraten.

Man bringt den Jarenoffizier in das Vorzimmer des bolschewistischen Plakkommandanten von Moskau: „Warte hier, bis es dem Kommandanten Kommandanten gefällt, dich zu rufen.“ Endlich ist es so weit. Makrin steht vor dem Bolschewistenführer, wundert sich, daß die Wachen ihn mit dem Kommandanten allein lassen. Da tritt schon der andere auf ihn zu und bietet ihm die Hand: „Sie kennen mich kaum. Iwan Gregorowitsch. Ich bin der Gärtnere Muratow. Ich bin der Mann, der Sie von der Front bewahrt haben. Woburch kann ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen?“

Oberst Makrin verliert nicht einen Augenblick die Fassung: „Lassen Sie mich ins Ausland gehen.“ — „Und was wollen Sie dort?“ — „Offen gegen Sie, gegen den Bolschewismus kämpfen. Zur Weichen Armee gehen.“ Der Kommandant von Moskau schwankt einen Augenblick zwischen Dankespflicht und Pflicht gegenüber der von ihm vertretenen Sache. Dann sagt er: „Gut. Iwan Gregorowitsch. Ich werde dafür sorgen, daß Sie einen Pass erhalten und sicher über die Grenze kommen.“ Kein Wort des Dankes fällt. Der Bolschewist fordert es auch nicht. Die beiden Männer verbeugen sich knapp vor einander. Der Gärtnere Muratow, Kommandant von Moskau, ist dem Obersten Makrin nichts mehr schuldig.

Bei der Weichen Armee, die in Südrussland gegen die Rote kämpft, befehligt der Oberst Makrin einen Panzerzug. Freund und Feind nennen diesen den „Todeszug“. Sein Kommandant kennt den Ruten gegenüber keine Schonung: „Gefangene werden nicht gemacht!“ Die Bolschewisten fliehen den Weg, den seine Panzerwagen genommen haben. Die Sowjetmachthaber setzen eine Prämie auf den Kopf des Obersten.

In der Ukraine hält der Zug einmal vor einem kleinen Bahnhof. Der Leutnant, dem dort die Wache untersteht, meldet dem Vorgesetzten. Kein Muskel zuckt in Makrins Gesicht. Er sagt vollkommen ruhig: „Sie sind der Student, der mich in Moskau verraten hat!“ Der andere will leugnen, zittert, verspricht sich, wird bleich, versucht weiter zu sprechen. „Bemühen Sie sich nicht weiter.“ Schneidet ihm Oberst Makrin das Wort ab. Dann wendet er sich an seine Leute: die ihn und den Leutnant beobachtet haben: „Spielt ein wenig mit ihm. Bevor wir weiter fahren, will ich seine Leiche noch einmal sehen!“

Als die Weichen Truppen den letzten Zirkel russischen Bodens verlassen müssen, geht Makrin nach Paris. Die erzwungene Untätigkeit dort wird dem Mann, der sein Leben lang gehandelt, gehorcht und befohlen hat, zur Qual.

Er weiß nicht, womit er in der Verbannung, die gleichzeitig auch die materielle Not ist, seine Zeit verbringen soll. Jahrelang hofft er, ein Romanov oder ein Jarengeneral werde ihn rufen, ihn teilnehmen lassen an der Befreiung Rußlands, die doch einmal kommen muß. Niemand verlangt seine Dienste. Der große Führer fehlt.

Da giebt sich Makrin, um seine großen Hoffnungen betrogen, von den russischen Emigranten zurück. Er wird zum Sonderling, verbringt seine Zeit mit Vektüre. Bücher geraten ihm in die Hände, die grelle Schlaglichter auf die Korruption des Jarentums, auf die unheimliche, schwache Person des Kaisers selbst werfen. Das Götzenbild, das der junge Mittelmäße Makrin in seinem Herzen aufbaute, beginnt zu wanken. Die Augen des gereiften Mannes werden geöffnet. Dinge, die er im Dienste des Jaren sah, gewinnen nun ein ganz anderes Aussehen. Vieles, was er sieht, ist in gehässiger, unflätlicher Weise übertrieben, doch hier und dort, immer wieder muß sich der Jarenoberst Makrin selbst gefehen: „Dies ist wahr. Ich habe es ja selbst erlebt. Es kam mir damals nur nicht zum Bewußtsein.“ Doch jetzt weiß er mit erschreckender Nüchternheit: „Ich habe mein Leben einem Schwachkopf geweiht, umsonst gelebt und gekämpft.“

Diese Erkenntnis überwand den Mann nicht, von dem man einst glaubte, er habe kein Herz, kein Gefühl. In einem kleinen Pariser Hotel endete der Jarenoberst Makrin sein verpfushtes Leben durch eine Pistolenkugel.

Drei Begebenheiten aus dem alten Rußland

Erzählt von Adolf Winds.

Die Briefstafel.

Auf einem der Petersburger Hofhöfe hatte der Gesandte eines Balkanstaates das Vieh seine Briefstafel mit zehntausend Rubeln zu verlieren. Er durchsuchte Galarek und Beinreich mindestens ein Dutzendmal. Die Briefstafel blieb verschwinden. Sie mußte geistlich ein. Am nächsten Tage meldete er dem Vorzimmer des bolschewistischen Plakkommandanten von Moskau: „Warte hier, bis es dem Kommandanten Kommandanten gefällt, dich zu rufen.“ Endlich ist es so weit. Makrin steht vor dem Bolschewistenführer, wundert sich, daß die Wachen ihn mit dem Kommandanten allein lassen. Da tritt schon der andere auf ihn zu und bietet ihm die Hand: „Sie kennen mich kaum. Iwan Gregorowitsch. Ich bin der Gärtnere Muratow. Ich bin der Mann, der Sie von der Front bewahrt haben. Woburch kann ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen?“

Der Wochen später benötigte der Gesandte wieder seinen Galarek zu einem offiziellen Feste. Beim Ankleiden bemerkte er am Ende seines rechten Frackschlößes eine merkwürdige Polsterung. Er zer schnitt das Futter und entdeckte — seine verloren geglaubte Briefstafel mit dem Inhalt von zehntausend Rubeln. Die Briefstafel war ihm durch ein Loch der Brusttasche ins Futter gerutscht. Er zog es vor, den Polizeipräsidenten diesmal nicht zu belästigen.

Die Brücke.

Umweil des Dorfes S. gab es eine Furt durch den Fluß. Seit Jahrzehnten bedeutete sie mehrere Tagereisen weit für Fuhrwerke die einzige Gelegenheit, das andere Ufer zu erreichen. Vor Jahren war endlich eine schmucke Brücke gebaut worden, die zum jenseits gelegenen Städtchen O. führte. Aber die Bauern, fanatische Anhänger des Bestehenden und mißtrauisch gegen jede Art kultureller Neuerung, benutzten nach wie vor den Umweg durch die Furt und boghottierten das ihnen unheimliche Bauwerk. Eines Tages überholte vom Städtchen her, kurz vor dem Fluß, eine elegante Troika den Wirtshaus eines alten Bauern. Sie hielt gerade auf die Brücke. Gespannt verfolgte der Wirtshaus die schäumenden Traber. Die werden doch nicht — ? Schon war die Troika mitten über den Fluß — da, ein Reck, die Brücke brach ein, Wagen, Insassen

und Pferde stürzten in die Flut. Der Bauer trieb gelassen nach der Furt und schüttelte den Kopf: „So ein Geißel Der Reck sieht die Brücke, nein — er muß brüder!“

Satan.

Sergei Petrowitsch verließ früh um vier Uhr den Maskenball, auf dem er als leibhaftiger Satan in rotem Wams und Bodschhörnern Furor gemacht hatte, hüllte sich in seinen großen Pelz und nahm eine Troika, um nach seinem außerhalb Petersburg gelegenen Landhaus heimzufahren. Es war bitterkalt, der Wind stach mit spitzen Nadeln in Backen und Nase, wirkte aber für Sergei Petrowitsch als wohlthätige Massage. Den alten Jemowitsch freilich konnte nur seine Armut dementen, sich für zwei Rubel anderthalb Stunden lang stillstehend der Eulust auszuleihen, die immer grimmiger wurde, je weiter sie das Weichbild der Stadt hinter sich ließen. Die letzten Häuser und Baracken verloren sich, der Rhythmus des Wagens zitterte über hinweg rollende Felder. Totenstille ringsum, nur der Wind pfliff, und die Huße der Traber trommelten dumpf auf hartem Boden. Jetzt mußte nach Angabe des Fuhrmannes das Dorf mit dem Landhause sich zeigen. Nichts dergleichen. Dem Jemowitsch wurde es unheimlich. Hatte er den Weg verfehlt oder wurde er in eine Falle gelockt? Auch Sergei war es nicht geheuer zu Mute. Diese Gegend kannte er nicht. Wo führt ihn der verdammte Reck hin? War er einem Verbrecher in die Hände gefallen, der ihn in die Finde lockte, um Raubmord zu verüben? Schatz achtete er auf jede Bewegung des Ritters, der seinerseits in der viel älteren Lage war, den verdächtigen Insassen im Rücken zu haben. Der Alte bekräuzigte sich, murmelte einen Fluch und hieb auf die dampfenden Gähle ein. Kein Haus war zu sehen, kein Licht. Umkehren? Nein! Drauf los, Iwan, drauf los! Der hinter dir hat es auf deine Pferde abgesehen! Solange die Troika schließt wie ein Weil, kann dir nichts geschehen! Sergei rief den Kutsher. Der Wind geriet die Silben in Atome. Iwan blieb taub. Ein finsterner Wald stieg wie eine Wand vor ihnen auf. Iwan erbleichte. Dämonen des Aberglaubens wurden lebendig. Fortheilen auf keinen Fall! Das gleiche Schwere Sergei Petrowitsch, dem der Anglistisch ausbrach. Die übernatürliche Phantasie, vom Champagner gepötselt, arbeitete: Dort wird es geschehen! Der Reck hat Komplizen im Waldbrand versteckt! Da reißt Iwan die Zügel nach hinten, daß die Pferde salt in den Boden rutschen. Sergei fährt hoch, will sich auf den Kutsher stützen. Der leicht um die Schultern geworfene Pelz fällt zu Boden. Iwan fühlt die Bewegung, dreht sich jäh um. Heilige Mutter Gottes von Kosjow, was ist das? Sein Gesicht verkrampft sich vor Entsetzen. Er sieht keine Troika, keine Pferde, keinen Sergei Petrowitsch, er sieht allein mitten in der schwarzen Steppe und vor ihm aufgestellt im Dunkel der Nacht — der leibhaftige Satan in rotem Wams und Bodschhörnern! Schnell springt Sergei vom Wagen, um Abstand zu gewinnen. Da löst sich die Starre des Iwan. Mähig erkennt er den Vorreiß, greift in die Zügel, brüllt, peitscht und jagt wie ein Wessener davon. Sergei steht sprachlos, starr. Dann kommt Leben in ihn. „Verfluchte Kanaille! Da fährt er hin mit meinem Pelz. Er brüllt: „Jemowitsch! Mein Pelz! Mein Pelz — e — elz!“ Jemowitsch Iwan bleibt verschwinden. „Hol dich der Satan!“ Aber der halt ihn nicht, sondern steht eben auf weiter Steppe in rotem Wams und Bodschhörnern häßlichlappend bei dreißig Grad Kälte, und überblickt sein Reich — der arme Teufel.

Einige der Erinnerungen Suleimans entbehren nicht des Humors. Die Geschichte mit der dicken Witwe war die amüsanteste von allen. Diese Dame, die Witwe eines Offiziers, war auf dem Wege nach Kandahar in der Nähe von Suleimans Feste gefangen genommen worden. Leider stellte es sich heraus, daß sie eben so arm wie dick war. Deshalb weigerte sie sich, auch nur eine Rupie Lösegeld zu zahlen oder ihre Verwandten von ihrer Gefangennahme benachrichtigen zu lassen. Umsonst erklärte ihr der Räuber, er werde zu äußerster Gewalt greifen müssen, wenn sie ihm nicht den Namen des für die Auslösung in Frage kommenden Verwandten mitteilte. Die dicke Dame wollte aber nicht. Im Gegenteil. Sie erklärte zu Suleimans Entzücken, sie habe gar keine Lust, losgehauft zu werden. Sie hatte sich in den Räuber verliebt und wollte als sein Weib bei ihm bleiben. Ich erinnere mich noch gut, als er mit dieser schrecklichen Geschichte erzählte. Vom Entzücken gepackt hatte er der dicken Dame sofort die Freiheit angeboten. Wer sie wollte nicht gehen. Sie erklärte entzückt, sie und Suleimans seien verlobte Seelen, und Allah habe sie ohne Zweifel nur deshalb auf so romantische Weise zusammengebracht, weil das Schicksal sie für einander bestimmte. Schließlich blieb dem armen Suleiman nichts anderes übrig, als die dicke Dame auf ein Pferd binden und in die Zivilisation zurückführen zu lassen. Aber Schrecken über Schrecken. Die Witwe kam zurück und machte

Einige der Erinnerungen Suleimans entbehren nicht des Humors. Die Geschichte mit der dicken Witwe war die amüsanteste von allen. Diese Dame, die Witwe eines Offiziers, war auf dem Wege nach Kandahar in der Nähe von Suleimans Feste gefangen genommen worden. Leider stellte es sich heraus, daß sie eben so arm wie dick war. Deshalb weigerte sie sich, auch nur eine Rupie Lösegeld zu zahlen oder ihre Verwandten von ihrer Gefangennahme benachrichtigen zu lassen. Umsonst erklärte ihr der Räuber, er werde zu äußerster Gewalt greifen müssen, wenn sie ihm nicht den Namen des für die Auslösung in Frage kommenden Verwandten mitteilte. Die dicke Dame wollte aber nicht. Im Gegenteil. Sie erklärte zu Suleimans Entzücken, sie habe gar keine Lust, losgehauft zu werden. Sie hatte sich in den Räuber verliebt und wollte als sein Weib bei ihm bleiben. Ich erinnere mich noch gut, als er mit dieser schrecklichen Geschichte erzählte. Vom Entzücken gepackt hatte er der dicken Dame sofort die Freiheit angeboten. Wer sie wollte nicht gehen. Sie erklärte entzückt, sie und Suleimans seien verlobte Seelen, und Allah habe sie ohne Zweifel nur deshalb auf so romantische Weise zusammengebracht, weil das Schicksal sie für einander bestimmte. Schließlich blieb dem armen Suleiman nichts anderes übrig, als die dicke Dame auf ein Pferd binden und in die Zivilisation zurückführen zu lassen. Aber Schrecken über Schrecken. Die Witwe kam zurück und machte

Bekenntnisse eines afghanischen Räubers

Brigantentumantik des Ostens. — Das seltsame Brautpaar und die seltsame dicke Witwe. — Eine Gefangene und ihre Ehe.

Von Sirdar Jhal Ali Schah, dem bekannten afghanischen Schriftsteller und Reisenden.

Ich will meinen Räuber Suleiman nennen, obwohl ich weiß, daß er anders heißt. Doch es wäre möglich, daß ich wieder einmal in sein Gebiet käme, und dann würde es meiner Gesundheit nicht besonders zuträglich sein, wüßte er, ich hätte ihn in die Zeitung gebracht. Er ist nämlich manchmal ein wenig empfindlich, die er gute Suleiman, und ich glaube, ich schätze ihn mehr als er mich.

Ich hatte gerade einen Teil des östlichen Afghanistan bereist, den ich hier nicht näher

nennen will, und war zufällig in Suleimans Hände gefallen. Ich entdeckte bald, daß er ein Sirdar gewesen war und somit zum Adel gehörte. Aber von Anfang an verfolgte ihn das Pech. Meiner Ansicht nach fühlte er das Bedürfnis, sich mir gegenüber etwas rein zu waschen, weil ich zu seinen ehemaligen Standesgenossen gehörte. So erfuhr ich einige Begebenheiten aus seinem Leben, von denen er ursprünglich sicher nichts erzählen wollte. Er wurde eben im Laufe der Unterhaltung ein wenig vertrauenselig und beichtete mehr, als er beabsichtigt hatte.

Suleiman war siebenundzwanzig Jahre alt, als er sein „Geschäft“ begann, nachdem er als ehrlicher Staatsbürger endgültig Schiffbruch erlitten hatte. Als ich ihn kennen lernte, betrieb er sein Spitzhundenhandwerk schon ein Vierteljahrhundert lang. Er war besonders stolz auf die Tatsache, daß ihm alle seine vielen Gefangenen ohne Ausnahme Lösegeld eingezogen hatten. Freilich war dem einen oder anderen unter ihnen dabei ein Ohr verloren gegangen oder die Nase aufgeschliffen worden, weil ihre Freunde sich mit dem Zahlen ein wenig Zeit ließen, aber keiner hatte sein Leben verloren.

Andere dagegen, die sich nicht fangen lassen wollten, waren nicht so glücklich gewesen. „Aber“, behauptete Suleiman, „sie starben alle im ehrlichen Kampf, und hätten sie geknackt, wie niedrig das von mir geforderte Lösegeld ist, so würden sie keinen Widerstand geleistet haben.“ Tatsächlich verdankte er es dem niedrigen Lösegelde, daß er immer bezahlt wurde. „Kleiner Nutzen, großer Umfah“, war allem Anschein nach Suleimans Wahlspruch.

Trotzdem konnte er fürchterliche Geschichten genug erzählen. Die vom Bräutigam zeigte ihn dabei am menschlichsten. Ein reicher junger Kaufmann hatte auf der Reise von Kabul her Suleimans Gebiet gekreuzt und war gefangen genommen worden. Der Räuber konnte sofort Nachricht nach der Hauptstadt und forderte von der Mutter des jungen Mannes ein Lösegeld, das sich durchaus in vernünftigen Grenzen hielt. Doch die alte Dame wollte nicht eher zahlen, bis der Sohn in aller Form auf die ihr nicht genehme Braut verzichtete. Alle Vorhaltungen waren umsonst. Schließlich ließ Suleiman, der dem jungen Kaufmann recht gab, den Gefangenen laufen und nahm ihm nur das Versprechen ab, das Lösegeld nach seiner Heimkehr selbst zu zahlen.

Der Kaufmann kam glücklich nach Hause, doch nur, um seine Mutter tot zu finden. Er machte sich nun Vornahme, weil er den Wünschen der Verstorbenen zuwider gehandelt hatte, und brach mit seiner Braut. Nun kommt das Merkwürdige in dieser Geschichte. Die betrubte junge Dame ließ aus dem väterlichen Hause davon, weil sie ihren Liebsten auffinden und umstimmen wollte. Bei dieser Gelegenheit wurde sie von Suleimans Leuten gefangen und vor den Räuber gebracht. Der schickte sofort einen Brief an den jungen Kaufmann und verlangte Lösegeld. Der Bräutigam kam selbst. Da aber legte Suleiman das Geld ab und brachte es fertig, daß die jungen Leuten einander verlobt um den Hals fielen. Schließlich geleitete der Räuber das junge Paar selbst nach Kabul, wo sich Braut und Bräutigam heirateten und glücklich wurden.

Einige der Erinnerungen Suleimans entbehren nicht des Humors. Die Geschichte mit der dicken Witwe war die amüsanteste von allen. Diese Dame, die Witwe eines Offiziers, war auf dem Wege nach Kandahar in der Nähe von Suleimans Feste gefangen genommen worden. Leider stellte es sich heraus, daß sie eben so arm wie dick war. Deshalb weigerte sie sich, auch nur eine Rupie Lösegeld zu zahlen oder ihre Verwandten von ihrer Gefangennahme benachrichtigen zu lassen. Umsonst erklärte ihr der Räuber, er werde zu äußerster Gewalt greifen müssen, wenn sie ihm nicht den Namen des für die Auslösung in Frage kommenden Verwandten mitteilte. Die dicke Dame wollte aber nicht. Im Gegenteil. Sie erklärte zu Suleimans Entzücken, sie habe gar keine Lust, losgehauft zu werden. Sie hatte sich in den Räuber verliebt und wollte als sein Weib bei ihm bleiben. Ich erinnere mich noch gut, als er mit dieser schrecklichen Geschichte erzählte. Vom Entzücken gepackt hatte er der dicken Dame sofort die Freiheit angeboten. Wer sie wollte nicht gehen. Sie erklärte entzückt, sie und Suleimans seien verlobte Seelen, und Allah habe sie ohne Zweifel nur deshalb auf so romantische Weise zusammengebracht, weil das Schicksal sie für einander bestimmte. Schließlich blieb dem armen Suleiman nichts anderes übrig, als die dicke Dame auf ein Pferd binden und in die Zivilisation zurückführen zu lassen. Aber Schrecken über Schrecken. Die Witwe kam zurück und machte

Die politischen